

Jurek Becker
Amanda
herzlos Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2295

Amanda: schlank, groß, mit graugrünen Augen. Ein schöner Name, er duftet wie Ambra und schmeckt nach Mandeln. Und alles, was in diesem Erfolgsbuch geschieht, geschieht in Ost-Berlin, der inzwischen historisch überholten Stadt. Drei Männer, eine Frau: Jeder der Männer erzählt aus seiner Sicht sein Leben mit Amanda im letzten Jahrzehnt der DDR: der biedere Sport-Journalist, der dissidentische Schriftsteller, der westdeutsche Hörfunk-Korrespondent. Die Beschreibung des Alltags, die Lebendigkeit der Figuren (»in meinen Büchern wimmelt es von Leuten, die ich nicht leiden kann«, sagt der Autor) bestechen durch ernste Leichtigkeit und Genauigkeit. Eigenschaften, die aus Jurek Beckers Erzählen nicht wegzudenken sind.

Der beliebte Schriftsteller hat, so scheint es, das letzte Buch vom Alltag der DDR vor dem Zusammenbruch geschrieben: eine Art Schlußpunkt, denn nun wird schließlich alles anders sein.

»Jurek Becker ist ein großes Buch über das gewöhnliche Leben in einem kleinen, gewöhnlichen und deshalb so furchtbaren Land gelungen.« *Martin Lüdke, Frankfurter Rundschau*

Jurek Becker wurde 1937 in Lodz (Polen) geboren und starb 1997 in Sieseby (Schleswig-Holstein). Er schrieb Romane, darunter *Jakob der Lügner* und *Der Boxer*, Erzählungen und Filmdrehbücher. Sein Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Jurek Becker
Amanda herzlos
Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto:
Peter Peitsch / www.peitschphoto.com

12. Auflage 2019

Erste Auflage 1994

suhrkamp taschenbuch 2295

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-38795-5

Die Scheidung
(Ludwig)

7

Die verlorene Geschichte
(Fritz)

109

Der Antrag
(Stanislaus)

257

Die Scheidung

LUDWIG

Ich glaube, ich verlange nichts Unmögliches. Scheidungen sind nun mal ihrem Wesen nach unangenehm, das darf auch jemand sagen, der noch nie geschieden wurde. Jedenfalls habe ich nicht die Absicht, eine möglichst harmonische Sache daraus zu machen. Ich will nicht verschweigen, daß Amandas Entschluß, sich von mir zu trennen, mich hart getroffen hat, hart und vollkommen unvorbereitet. Ich werde Ihnen später von meinen Versuchen erzählen, sie umzustimmen, es waren nicht sehr viele. Ich habe schnell gespürt, wie sinnlos solche Bemühungen gewesen wären. Natürlich möchte ich die Geschichte ohne großes Blutvergießen hinter mich bringen, verstehen Sie das aber nicht als Bereitschaft, in allen Streitfragen nachzugeben. Eigentlich möchte ich von keiner einzigen meiner Forderungen abrücken, sie sind ohne Ausnahme gerechtfertigt. Ich weiß, was Sie sagen wollen: daß es ein Unterschied ist, ob man sich im Recht fühlt oder ob man recht hat. Ich *habe* recht. Sie werden sehen, daß wir die besseren Karten in der Hand halten.

Also: Den Wagen möchte ich behalten. Wir haben ihn mit Hilfe der Redaktion bekommen, mit Hilfe *meiner* Redaktion, und es wäre merkwürdig, wenn ich schon wieder hingehen und sagen müßte, ich brauche einen neuen. In meinem Beruf ist man ohne Wagen halbtot, Amanda dagegen braucht keinen. Außerdem fährt sie so, daß es einem den Magen umdreht. Wenn ich ihr Feind wäre, würde ich sagen: Nimm das Auto und fahr los.

Auf unser Wochenendgrundstück würde ich im Gegenzug verzichten. Es hat beinahe auf den Pfennig so viel

gekostet wie der Fiat, man könnte beides miteinander verrechnen. Auch an dem Grundstück hänge ich, nur ist mir, im Unterschied zu Amanda, bewußt, daß man nicht alles haben kann. Für mein Leben gern wäre ich in der Lage zu sagen, daß sie alles behalten und damit glücklich werden soll. Ich gönne ihr das sorgenfreiste Leben, aber doch nicht um den Preis, daß ich dafür zum Bettler werde!

Wenn ich behauptet habe, daß ich deshalb auf meinen Forderungen bestehe, weil ich sie für gerechtfertigt halte, dann ist das so nicht richtig. Ich verlange nichts, was ich nicht *brauche*. Zum Beispiel existiert eine Brillantbrosche von meiner Großmutter, das einzige Wertobjekt, das ich je geerbt habe. Es ist doch wohl keine Frage, daß die mir zustehen würde, aber ich käme nie auf die Idee, sie von Amanda zurückzuverlangen.

Die Wohnung will ich auf keinen Fall hergeben. Ich bin der Verlassene, ich bin der Leidtragende. Ich denke nicht daran, mich auch noch davonzuschleichen. Möglicherweise wird Amanda behaupten, wir hätten die Wohnung nur den Beziehungen ihrer Mutter zu verdanken, einer großartigen Frau übrigens, und das könnte ich nicht einmal abstreiten. Aber hat es nicht Sinn zu fordern, daß der Verlassene bleibt und der Verlassende geht? Wenn man Ehen aufkündigen und zugleich durchsetzen könnte, daß der andere verschwindet, was meinen Sie, was auf der Welt dann los wäre.

Ein heikler Punkt ist das Kind. Ich will offen zu Ihnen sein: Ich will den Jungen nicht haben. Ich *kann* ihn nicht nehmen. Wie sollte ein alleinstehender Mann, dazu in meinem Beruf, mit einem Kind leben? Daß ich bereit bin, meinen gesetzlichen Pflichten nachzukommen, versteht sich von selbst. Ich will alles tun, um aus der

Distanz ein ordentlicher Vater zu sein, aus einer Distanz, die ich nicht zu verantworten habe – diesen Umstand kann man nicht oft genug erwähnen. Das Peinliche besteht nun darin, daß ich zu Amanda gesagt habe, ich würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um den Jungen zu behalten. Was heißt gesagt, ich habe es ihr ins Gesicht geschrien, mehr als nur einmal. Unser Gesprächston war zuletzt laut und provozierend. Es sollte eine Drohung sein, ich wollte ihr Angst einjagen vor den Folgen, die sie tragen muß, wenn sie mich *wirklich* verläßt. Und nun verläßt sie mich, und ich will nicht klein begeben. Mein Bedarf an Demütigungen ist gedeckt. Mit einem Wort – ich möchte vor Gericht so tun, als wollte ich Sebastian um alles in der Welt behalten, gleichzeitig müßte aber gewährleistet sein, daß wir uns damit nicht durchsetzen. Das wäre dann Ihre Aufgabe. Wenn Sie als Fachmann mir sagen, hör auf mit dem Unsinn, das Risiko ist zu groß, würde ich auf das Spiel verzichten. Aber schade wäre es. Ich bin sicher, daß Amanda ihr Kind nie hergeben würde, auch wenn sie manchmal unberechenbar ist.

Es wäre am zweckmäßigsten, wenn ich Ihnen alles der Reihe nach erzählen würde, doch das ist leichter gesagt als getan. Seit ich Amanda kenne, ist etwas so Chaotisches in mein Leben getreten, daß ich nie zur Ruhe komme. Ich meine damit in erster Linie, daß wir keine Gewohnheiten hatten. Das sagt Ihnen jemand, der sich nach nichts so sehnt wie nach Gewohnheiten. Wir haben nie diese zuverlässige Wiederholung kleiner Vorgänge gekannt, die nur nach außen hin ermüdend wirkt, die es einem in Wirklichkeit aber erlaubt, sich zurückzulehnen und Atem zu schöpfen. Gewohnheiten sind wie ein Geländer, an dem man sich in Notlagen festhalten kann, das hat mir immer gefehlt. Es stand nie

fest, um wieviel Uhr Frühstück gegessen wird. Jedesmal mußte neu ausgehandelt werden, wer ein warmes Abendessen macht. Es gab keine Zuständigkeiten, außer der einen, daß ich morgens in die Redaktion mußte und am Nachmittag abgekämpft nach Hause kam. Manchmal haben wir uns Abend für Abend mit Bekannten getroffen, dann wieder monatelang nicht. Manchmal haben wir Abend für Abend miteinander geschlafen, dann wieder wochenlang nicht. Wenn Sebastian krank war, war sie die fürsorglichste Mutter, dann plötzlich hat sie von mir verlangt, daß ich Urlaub nehmen und mich an sein Bett setzen soll. Ich hätte mich nie darüber beklagt, aber jetzt, da sie mich als einen hinstellt, mit dem das Leben unerträglich ist, muß ich all das ja nicht auch noch verschweigen.

Vor drei Jahren haben wir uns zum erstenmal getroffen, in der Kantine der Zeitung, bei der ich noch heute beschäftigt bin. Man hatte ihr eine Reportage über irgendwelche polnischen Denkmalspfleger in Aussicht gestellt. Seit sie ihr Studium hingeworfen hatte, jagte sie kleinen Aufträgen nach, ohne feste Anstellung. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, welches Ansehen die Freiberufler in den Redaktionen genießen: das niedrigste. Obwohl Amanda einen Termin hatte, war sie von einer Sekretärin abgewimmelt worden, dementsprechend war ihre Laune. In die Kantine war sie nur gegangen, weil dort das Essen billiger ist. Sie wäre mir wahrscheinlich nicht aufgefallen, hätte sich nicht der größte Weiberheld der Redaktion an ihren Tisch gesetzt. Ich setzte mich dazu, weil ich ihn ärgern wollte, oder weil ihre Bluse so grün war, oder weil wirklich kein anderer Platz frei war, ich weiß es nicht mehr. Sie verhielt sich abweisend gegenüber Pückler, so hieß

der Schönling, das gefiel mir, noch unfreundlicher aber war sie zu mir. Die wenigen Blicke, die ich ergattern konnte, hießen nichts anderes als: Versuch es gar nicht erst. Jedesmal wenn ich daran denke, geht mir die Frage durch den Sinn, ob sie nicht einen Mann geheiratet hat, den sie von Anfang an nicht ausstehen konnte. Damals hat mich ihre Schroffheit eher angespornt, ich war wie der Esel, der nur deshalb vorwärtsgeht, weil man ihn am Schwanz zieht. Der Verdacht, daß ich ihr unsympathisch, bestenfalls gleichgültig sein könnte, hat mich schon früh beschäftigt. Natürlich muß sie Gründe gehabt haben, mich zu heiraten, Liebe jedenfalls war es nicht. Vielleicht haben ihr die hundertfünfzig Liegestütze imponiert, die ich ihr vorführen konnte, vielleicht gefiel es ihr, daß ein paar hübsche Frauen hinter mir her waren. Vielleicht hatte sie es auch satt, von Redaktion zu Redaktion zu hasten und überall als Bittstellerin behandelt zu werden. Sie müssen wissen, daß mein Gehalt das erste regelmäßige Einkommen ihres Lebens war.

Vor ein paar Wochen habe ich sie gefragt, warum sie mich bloß geheiratet hat, kurz nachdem sie zum Anwalt gegangen war. Sie hat geantwortet, daß sie sich kaum mehr erinnert, wahrscheinlich weil sie sich einen Zustand versprochen habe, der nie eingetreten sei. Das einzige, was sie mit Gewißheit sagen könne, sei, daß ich auf dem steinigen Weg zum Märchenprinzen schon auf den ersten Metern steckengeblieben bin. Manchmal drückt sie sich etwas blumig aus. Ich habe den Hohn weggesteckt und mich nach ihrer Vorstellung von Märchenprinzen erkundigt. Ein anderer hätte seine Witze gemacht, ich nicht, ich war auf Verständigung aus. Wollen Sie wissen, mit welchem Ergebnis? Sie hat aufgelacht wie über eine Obszönität und dann gesagt, sie

werde sofort nach unserer Trennung eine Liste mit den Haupteigenschaften der Märchenprinzen für mich ausarbeiten, davon könnte dann meine nächste Frau profitieren. Ich sollte aber vorab wissen, daß nicht jede hirnlose, empfindungsschwache Jammergestalt sich zum Märchenprinzen qualifizieren könne. Wie gesagt, manchmal war ihre Sprache reichlich blumig.

Ein halbes Jahr nach jenem Kantinentreffen haben wir geheiratet. Ich hatte mir die erste und, wie ich damals dachte, einzige Hochzeit meines Lebens als rauschenden Tag zwischen Blumenbergen und Glückwunschtelegrammen vorgestellt, inmitten feiernder Gäste, die Ansprachen halten, uns hochleben lassen und sich um den Verstand trinken. Und wie sah es wirklich aus? Auf dem Standesamt unterschrieben wir ein Formular, dann wollten wir im Hotel Unter den Linden Mittag essen, fanden aber keinen Platz, also gingen wir zu mir nach Hause und aßen, was zufällig im Kühlschrank lag. Damit war die Sache erledigt. Amanda duldet kein Fest. Sie sagte, sie kenne niemanden, mit dem sie feiern möchte, bis auf eine Freundin, eine gewisse Lucie, von der noch zu sprechen sein wird; und meine Kollegen und Freunde einzuladen hieße für sie nichts anderes, als den Hochzeitstag mit wildfremden und ausgesucht langweiligen Leuten zu verbringen.

Ich glaube, sie war zu geizig. Später habe ich mich oft über ihre seltsame Beziehung zu Geld gewundert, die, kurz gesagt, darin bestand, es nur im Notfall auszugeben. Können Sie sich vorstellen, mit einer Frau zusammenzuleben, die jede Anschaffung, die jeden Einkauf für Verschwendung hält? Es liegt nahe, diesen Defekt mit ihrer lausigen Einkommenslage zu erklären, aber ihre Mutter hat mir erzählt, daß sie immer schon so war, schon als Achtjährige. Ihre Freundinnen schlagen sich

die Bäuche voll mit Schokolade, Amanda steckt ihr Taschengeld in den Sparstrumpf. Weil sie aber selbst nach Süßigkeiten lechzt, kommt sie auf eine glorreiche Idee: Sie fängt an, den anderen Kindern Geld zu borgen, und zwar gegen Zinsen, die in Form von Schokolade zu entrichten sind.

Eine Folge ihrer Knauserei war zum Beispiel, daß es bei uns zu essen gab wie im Gefängnis: billig, wenig und schlecht. Solange noch ein Stück Brot in der Speisekammer lag, und wenn es hart war wie Beton, wurde kein neues gekauft. Wenn ich einen guten Apfel essen wollte, hatte ich zuerst zu prüfen, ob nicht ein schlechter da war, der zuerst gegessen werden mußte. Was unsere Ernährung betraf, hatten wir regelrecht einen unterschiedlichen Lebensstandard, denn ich aß mich in der Redaktion satt, an Imbißbuden oder heimlich in Restaurants. Das tat mir leid, ich hatte nie die Absicht, ihr etwas vorzuenthalten, aber ich war dazu gezwungen, wenn ich nicht abmagern wollte. Merkwürdigerweise schöpfte sie keinen Verdacht, ich könnte mir woanders holen, was mir zu Hause vorenthalten wurde. Nie wunderte sie sich, daß ich viel dicker war, als ich es nach ihren Hungerrationen hätte sein dürfen. Es kann aber auch sein, daß es sie nicht interessierte.

Ich weiß nicht, ob es uns nützt, Amandas Eltern ins Spiel zu bringen, das müssen Sie entscheiden. Von ihrem Vater hätten wir wenig zu erwarten, der zählt zur Gegenpartei. Er hat nichts gegen mich persönlich, da bin ich sicher, er würde *keinen* Mann mögen, der ihm die Tochter weggeheiratet hat. Er hängt an ihr wie ein Toter am Strick, es macht ihn krank, daß sie nicht mehr das Mädchen ist, das ihn für den Meister aller Dinge hält. Dabei hätten wir beide gute Voraussetzungen, uns zu

mögen: Er war Wasserballer – ich verstehe etwas von Wasserball, er ist Zahnarzt – ich habe das perfekte Gebiß, das er je gesehen hat. Er liebt Amanda – ich habe sie die längste Zeit auch geliebt. Einmal hat er mich gebeten, zu ihm in die Poliklinik zu kommen, er wollte einen Gipsabdruck von meinen Zähnen machen, aus schlichter Freude an etwas Gesundem. Er heißt Thilo Zobel. Ich glaube, daß er froh sein wird, wenn Amanda von mir getrennt ist, sie rückt dann wieder in seine Reichweite. Es kommt ihm einfach nicht der Gedanke, daß sein Besitzanspruch übertrieben sein könnte.

Anders verhält es sich mit ihrer Mutter, die ist mir wohlgesonnen. Ich will nicht behaupten, sie wäre gegen Amanda eingestellt, aber sie findet, daß ihre Tochter in mir einen guten Mann hat, mit dem sie lieber auskommen sollte, anstatt ihm das Leben schwerzumachen. Ich habe es nicht schriftlich, doch nur so kann ich mir viele ihrer Blicke und Seufzer erklären. Sie ist eine unvoreingenommene, liebenswürdige Person, das sage ich nicht nur, weil sie mich mag. Und nicht zuletzt ist sie auch eine Frau, die sich sehen lassen kann, ich möchte das nicht näher ausführen. Es gab Augenblicke, da habe ich regelrecht gelitten, weil ich nicht darauf reagieren durfte. Und ich vermute, es tat nicht nur mir leid. Bevor ich sie kannte, hätte ich mir nicht vorstellen können, daß eine Frau von immerhin Ende vierzig einen auf ihre Weise ansehen und eines jungen Mannes Phantasie so beschäftigen kann. Anfang der fünfziger Jahre war sie eine bekannte Schwimmerin, unter ihrem Mädchennamen, Freistil und Rücken. Als ich sie zum erstenmal traf, steckte ich schon in der Sportredaktion. Ich sah vor meinem Besuch im Archiv nach und entzückte sie damit, daß ich ihre Bestzeiten auswendig wußte. Am Beckenrand hat sie auch den Wasserballer kennengelernt.

Ihre Stellung in der Familie ist alles andere als beneidenswert: Wann immer es zu Meinungsverschiedenheiten kommt, steht sie allein gegen die beiden anderen. Thilo Zobel ist ihrer schlicht und einfach überdrüssig geworden. Sie kann sagen, was sie will, er zieht die Augenbrauen hoch oder murmelt etwas Abfälliges. Und auf Amanda wirkt sie wie ein rotes Tuch. Ich habe noch nie solche Aggressionen einer Tochter gegen ihre Mutter erlebt. Ich kann nicht sagen, was sich vor meiner Zeit zwischen beiden abgespielt hat, Amanda ist eine zurückhaltende Erzählerin. Doch wenn ich es recht verstehe, wirft sie ihrer Mutter zweierlei vor: Erstens, daß sie eine gefühlskalte Person ist – mein Eindruck ist ein völlig anderer; und zweitens nennt sie die politische Haltung ihrer Mutter unterwürfig.

Ich sage das folgende nicht gern und bin mir der Tragweite bewußt: Amanda hat eine verhängnisvolle Neigung zur Staatsfeindlichkeit. Alle Zirkel, in denen auf die Regierung eingedroschen wird, ziehen sie an, alle Personen, deren Ansichten sich mit denen der Regierung decken, findet sie unerträglich. Es ist um so schwerer, sich mit einer so infantilen und vorausberechenbaren Haltung abzufinden, als Amanda nicht müde wird, ihre Umgebung zu provozieren. Wie Sie aus Ihrer Praxis sicher wissen, bleibt einem oft keine andere Wahl, als politisch anzügliche Reden zurückzuweisen. Und eine Frau wie Amandas Mutter, von Beruf Parteisekretärin, ist geradezu verpflichtet, all den Ausfällen entgegenzutreten. Während ihres Studiums hat sich Amanda mit Existentialphilosophie beschäftigt, daher kommt wohl das ganze Elend. Ich selbst verstehe kaum etwas davon, so viel ist aber klar, daß Amanda seither ein verzerrtes Bild von ihrer Umgebung hat. Überzeugungen sind für sie Privatsache. Einsicht in Notwendigkeiten nennt sie

Kriecherei, und wenn man sie fragt, woher ihre Maßstäbe kommen, antwortet sie, ohne zu erröten: Das Maß bin ich.

Aber zurück zur Hauptsache: Sobald ich versuche, mit ihr über die Modalitäten unserer Scheidung zu sprechen, verläßt sie das Zimmer. Es ist seltsam, wie aufgeregt und verkrampft sie dann ist, so als würde die Ehe von mir aufgekündigt, nicht von ihr. Schließlich ist es mir einmal gelungen, ihr meine Forderungen hinterherzurufen, meine wenigen, und ich habe sie gebeten, doch auch die ihren zu nennen. Die ganze Antwort bestand aus dem dunklen Satz: *Du* wirst dich noch wundern. Ich habe keine Ahnung, was sie damit meint, ich weiß nur, daß es nicht Amandas Art ist, leere Drohungen auszustoßen.

Obwohl ich mir keiner Schuld bewußt bin, fühle ich mich seitdem beunruhigt. Andauernd beschäftigt mich die Frage, was sie gegen mich in der Hand hat. Vermutlich ist es im Laufe unserer Ehe nicht ausgeblieben, daß ich unbedachte politische Äußerungen getan habe, bestimmt nicht allzuoft. Es ist unmöglich, sich vier Jahre lang unter Kontrolle zu halten, meint sie das? Will sie mich vor Gericht anschwärzen? Ich kann es mir, ehrlich gesagt, nicht vorstellen, verschiedene Gründe sprechen dagegen. Erstens ist Amanda keine Denunziantin. Zweitens wären wir uns in den Augenblicken, da ich solche Bemerkungen gemacht haben könnte, besonders einig gewesen, sie würde sich also selbst denunzieren. Drittens sitzt Amanda gerade in dieser Beziehung im Glashaus, dafür gibt es Heerscharen von Zeugen.

Ein Thema, mit dem sie mich in Schwierigkeiten bringen könnte, sind Frauen. Es ist wahr, daß ich von Zeit

zu Zeit sogenannte Ehebrüche begangen habe, ich sage das nicht mit Stolz, aber auch nicht zerknirscht. Ich bin von Versuchungen umzingelt, in der Redaktion, auf Reisen, in Lokalen, ich brauche meine Kraft für etwas anderes, als mich immerzu gegen das Lächeln hübscher Frauen zur Wehr zu setzen. Ich will aber auch nicht den Eindruck erwecken, als hätte ich all diese kleinen und mitunter größeren Geschichten widerwillig durchzustehen, wie Schicksalsschläge. Nein, sie machen mir viel Freude, und wenn es sie nicht gäbe, würde ich sie vermissen und am Ende gar suchen, es ist nun mal, wie es ist. Jede Frau ist für mich wie ein kleiner Kontinent, voller zu erforschender Gegenden und phantastischer Landschaften, mit Vulkanen, die erloschen daliegen, um dann auszubrechen. Abenteuer, die es sonst in meinem Leben nicht gibt.

Wenn ich sagte, Amanda könnte mich damit in die Enge treiben, so ist das theoretisch zwar richtig, praktisch aber ausgeschlossen. Sie hat von alldem keine Ahnung. Vom ersten Tag unserer Ehe an habe ich streng darauf geachtet, daß sie nichts erfährt. Und das nicht nur aus Furcht, wie Sie vielleicht denken, sondern auch aus Rücksichtnahme. Wenn ihr je ein Verdacht gekommen sein sollte, hat sie sich nichts anmerken lassen; und da ich nicht glauben kann, daß eine Frau über Jahre hinweg die Betrügereien ihres Mannes ignoriert, halte ich es für unwahrscheinlich, daß sie davon weiß. Meine Seitensprünge sind es nach menschlichem Ermessen also auch nicht, was hinter ihrer Drohung steckt, etwas anderes fällt mir aber nicht ein, ich bin ratlos.

Einmal war Amanda wegen einer Reportage verreist, was selten vorkam, denn sie bemühte sich kaum mehr um Aufträge. Lieber saß sie in ihrem Zimmer und beschäftigte sich mit höheren Dingen, sie schrieb Erzäh-